

Film im Fernsehen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **40 (1988)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

say Parker) sechs Jahre alt und Vater (Marshall Colt) und Mutter (Victoria Tennant) kaum mehr als dreissig: Die frühe Reife der Eltern will zwar nicht so recht ins Bild passen, aber so spielt das Verliebtsein der Sechzehnjährigen in ihren Papi halt besser, was wiederum die Gefühle jugendlicher Zuschauer in Bewegung bringt, wenn Papi, Quelle der Liebe und des Wohlstands, stirbt und damit das Familienglück.

Mami, schön und doof, erinnert sich ihrer reichen Eltern, die sie enterbten, weil Papi Mamis Onkel war. Um ans Geld ranzukommen, muss sie die Liebe ihres kranken Vaters zurückgewinnen, bevor der stirbt. Dabei stolpert sie weniger über dessen Testament, als vielmehr über das Bluterbe ihrer Kinder und deren Grossmutter (Louise Fletcher). Diese rückt der «Teufelsbrut» aus inzestuöser Beziehung mit Arsen im Zucker zu Leibe. Mami verkehrt sich nun auch in eine Rabenmutter: Sie ignoriert die auf dem Estrich dahinsiechenden Kinder.

Wie sie sich zu helfen wissen, ist die zentrale Handlung des Films, was trotz Action nur leidlich spannend ist: Dass ihnen die Flucht schliesslich gelingt, ist ja von Anfang an klar. Aber die Rückblende in die Erinnerung fördert immerhin eine Leiche, die des kleinen Bruders Cory und die zärtliche Beziehung des grossen Bruders zu seiner Schwester zutage.

Regisseur Jeffrey Bloom («Blood Beach», «Dogpound Shuffle», «The Stickup»), will «Blumen der Nacht» als eine Parabel über den Ablösungsprozess der Kinder von ihren Eltern verstanden wissen. Die Moral der Geschichte ist: Wenn die ganze Familie ins Kino geht, so ist das einzig zum Nutzen des Produzenten und des beauftragten Verpackungsspezialisten Bloom. ■

Hans Messias (Fd.)

Die Chinesen kommen

BRD 1986.

Regie: Manfred Stelzer
(Vospangangaben
s.Kurzbesprechung 88/167)

In der von der Tann'schen Fabrik am Fusse der bayerischen Alpen stehen die Räder still. Die verwaisten Fabrikhallen werden von vier Übriggebliebenen der Belegschaft, darunter Hansi Pfnürr, Gewerkschafter, und Schorsch Schmierer, gewartet. Während Pfnürr auf einen Verkauf des Werkes und neue Arbeitsplätze hofft, versucht Schmierer, seine Schäfchen ins Trockene zu bringen: Er demonstriert die 509er Maschine, um sich einen eigenen Arbeitsplatz zu schaffen. Der Verkauf der Firma macht beiden einen Strich durch die Rechnung. Chinesen erwerben das veraltete Werk und wollen es ins «Reich der Mitte» deportieren. Behilflich sind ihnen dabei die vier bajuwarischen Arbeiter, die anfangs wenig von den «Job-Killern» halten und aus ihrer Ablehnung kein Hehl machen, die Asiaten jedoch bald zu akzeptieren lernen.

Durch das Angebot, Pfnürr und Schmierer sollten den Wiederaufbau in China kontrollieren, wird die Lage etwas kritisch, da dort das Fehlen der 509er auffallen muss. Als letztlich das Mitreise-Los auf den

wahren Übeltäter fällt, sieht dieser seinem Schicksal mehr oder weniger gelassen entgegen, zumal er inzwischen erfahren hat, dass die Todesstrafe für Saboteure in China abgeschafft worden ist.

Angeregt zu ihrem Filmschwank wurden die Autoren wohl durch die tatsächlichen Fabrikkäufe und -deportationen der chinesischen Regierung, zum Beispiel des Zündapp-Werkes in Bayern, die sich durch diese Investitionen nicht nur das «Know how» sichern, sondern gleich die Produktionsstätten miterwerben. Stoff für eine hintergründige Komödie liefert das allemal, doch der Film bleibt in den satirischen Ansätzen stecken und bietet kaum mehr als eine x-beliebige Volksbühnen-Inszenierung. Schrullige Typen, miese Geschäftemacher und die Klischees von den stets lächelnden und immer freundlichen Chinesen werden beliebig aneinandergereiht und mit einem Hauch von Liebesgeschichte und Sozialkritik versehen.

Das Ergebnis ist ein im schlechten Sinn provinzieller Film, dessen harmlose Spässe kaum unterhalten, aber auch niemandem weh tun dürften. Nur in wenigen Szenen zeichnet der Film sich durch Originalität aus, ansonsten durchzieht ihn ein Hauch von Heimatfilm und Altväterlichkeit, der jedoch kaum parodistisch gemeint ist. So bleibt am Ende die Erkenntnis, dass die Chinesen vielleicht doch nur die Bayern Asiens sind und dass sich die «Schlitzaugen» den «Schlitzohren» als überlegen erweisen, doch das ist für einen abendfüllenden Film recht wenig. – Der Film wird in der ARD am Mittwoch, 22. Juni, 20.15 Uhr ausgestrahlt. ■

Regina Schein.



Matthias Lerf

Erzählung für Sandra

Schweiz 1988.

Regie: Anne Spoerri

(Vorspannangaben

s. Kurzbesprechung 88/168)

Hotel Bellevue, Hilterfingen, 1926: Das Familienorchester Schein spielt zur Unterhaltung. Das Repertoire ist gross, ganze Verdi-Opern figurieren im Programm. Hotel Bellevue, Hilterfingen, 1987: Die drei Schwestern Schein spielen am selben Ort – diesmal für die Kamera von Anne Spoerri. Ihr Erstlingswerk «Erzählung für Sandra» zeigt die Lebensgeschichte der Cellistin Regina Schein.

Die Scheins, eine jüdische Musikerfamilie aus Russland, mussten 1905 vor Judenverfolgungen nach Zürich fliehen.

Dort kamen drei Töchter zur Welt. Der Vater, selber ein guter Geiger, erkannte früh die musikalischen Talente seiner Töchter und konnte sie gewinnbringend einsetzen. Als erfolgreiches Familienorchester spielten die Scheins beim aufkommenden Radio, in Kaffeehäusern und in Kinos. Doch 1926, nach dem Tod der Mutter, brach das Unternehmen auseinander. Regina, die Cellistin und Hauptperson des Films, heiratete und brach mit ihrem Mann in die weite Welt auf. Es war der Beginn einer langen Odyssee.

«Mami, bitte, erzähl mir aus deinem Leben», soll die im Titel angesprochene Sandra oft gesagt haben. Und die Mutter hat viel zu erzählen. Sie erzählt von einem bewegten Leben mit Reisen rund um die Welt, immer auf dem Sprung zur ganz grossen Karriere als Cellistin. Sie erzählt von ihren drei Ehemännern, mit denen sie das grosse

Glück nie gefunden hat. Sie erzählt von ihren Kindern, die sie im Nachkriegs-London unter schwierigsten Verhältnissen allein erziehen musste. Und sie erzählt von der grössten Tragödie ihres Lebens, dem Freitod der geliebten Tochter Sandra, die an einer übermächtigen Mutter und vielleicht auch an zu viel Liebe zerbrochen ist.

Die Biografie der Regina Schein ist eine Biografie, die unser Jahrhundert geschrieben hat. Es ist dennoch keine Biografie, wie sie in Schulbüchern zu finden ist. Anne Spoerri hat in ihr ein Stück Frauengeschichte verbildlicht, ohne daraus eine trockene Abhandlung zu machen. Ein Stück Geschichte, die aus kleinen Elementen zusammengesetzt ist. Demjenigen etwa, dass der weitgereiste erste Mann der Regina Schein auf der Weltreise findet, seine Frau brauche diese oder jene Sehenswürdigkeit, die er schon kenne, nicht auch noch zu sehen: «Einer in der Familie genügt.»

Porträts sind oft so interessant, wie die porträtierte Person selber. Doch Anne Spoerri hat mehr als einen interessanten Film gemacht. Die Filmemacherin lässt die Musikerin unkommentiert erzählen, fragt nicht nach, auch da, wo Fragen offen bleiben, da, wo die Erinnerung vielleicht manches beschönigt oder dramatisiert. Sie übernimmt aber diese Lebensgeschichte nicht einfach. Sie strukturiert, in Zusammenarbeit mit ihrer Cutterin, Helen Gerber, diese Erzählung wie ein Musikstück, gliedert mit Schwarzblenden die einzelnen Kapitel. Da ist ein immer wiederkehrendes Bild vom Wasser, das als «Reisemotiv» bezeichnet werden könnte, da ist ein Bild von einer dunklen, feuchten Treppe

(«Schicksalsmotiv»), da ist ein langer Schwenk über Erinnerungsfotos. Und da sind eine ganze Reihe von alten Fotografien, so eine einprägsame Aufnahme, in der die junge Sandra mit einer grossen Badekappe in die Kamera schaut.

Durchkomponiert wie das Bild (Kamera: Edwin Horak) ist auch die Tonspur. Es gibt viel Musik in dieser «Erzählung für Sandra», doch die Musik untermalt nicht einfach, sie kommentiert. Zu hören ist zu Beginn das Trio der Geschwister Schein mit viel fröhlicher Musik. Im mittleren Teil, in dem sich Regina Schein um die Erziehung und spätere Tragödie ihrer Kinder kümmert, wird die Musik spärlicher eingesetzt. Ab und zu sind ein paar Gitarrenakkorde zu hören, Akkorde auf demjenigen Instrument also, das Sandra erlernt hat und auf dem sie, wie die Mutter sagt, sogar sehr gut gewesen sein soll, sich aber gescheut habe, vor Publikum aufzutreten.

Die Musik im letzten Teil, ein Quartett mit alten Londoner Freunden, ist ernster und strenger geworden. Es ist Musik, die das bewegte Leben der Regina Schein mit vielen Schicksalsschlägen umfasst. Doch auch Musik, aus der, im Alter von 80 Jahren, immer noch die Freude am Musizieren herauszuspüren ist. Wie hat doch die Cellistin der Filmemacherin geschrieben: «Die Musik ist nach wie vor das Zentrum meines Lebens». – «Erzählung für Sandra» ist vom Fernsehen DRS am Mittwoch, 25. Mai zu leider sehr später Stunde ausgestrahlt worden. Der Film wird demnächst in einer 16 mm-Fassung im Verleih ZOOM (Dübendorf) erhältlich sein. Das Filmpodium Zürich wird ihn im November überdies als Film des Monats zeigen. ■

Marc Valance

Der Schrecken des Nicht-Gelebten

Zu Markus Kägis Hörspiel «Ach und Och»

«Alfred und ich können zusammen nicht leben und nicht sterben!», ruft Emil aus.

Alfred schreit durchs Fensterglas des Hallenbades, in dem sie beide eingeschlossen sind, sie hätten den Tod freigelassen, Emil und er, sie brauchten den Tod nicht mehr, weil sie den Tod jetzt lebten; sie stellten den Tod jetzt der Menschheit zur Verfügung; sie, die Menschheit oder die Gesellschaft oder einfach «die da draussen», sollten sich nicht einbilden, man könne sie, Alfred und Emil, mit dem Tod zusammen einfach im Hallenbad einsperren. Aussperren.

Sie wollen sterben, zusammen, sich töten. Doch das ist nicht so einfach. Man sterbe, wie man gelebt hat, sagt Alfred. Sie haben aber schlecht gelebt. Wenn sie jetzt dem Leben noch eine Wende geben könnten, stürben sie besser. Aber wie, jetzt, im Alter?

Alfred und Emil sind beide über 70, beide schwul, sie sind im Hallenbad allein zurückgeblieben, vielleicht hat man sie eingeschlossen, sie überprüfen das nicht, sie nehmen es bloss an und weigern sich beide, es zu überprüfen. Sie treiben dem Ende zu: Emil hat es mit dem Herzen, Alfred behauptet, er

habe Krebs. Das Ende des Endes. Denn ihr Sterben dauert schon lang, schon 40 Jahre, mindestens, nur der Tod hat sich noch nicht eingestellt.

Als sie sich vor 40 Jahren kennenlernten, hatten sie miteinander eine Liebesbeziehung. Aber Alfred, der Eisenbahner, heiratete dann. Emil blieb allein. Sein halbes Leben habe er in Parks und Scheisshäusern herumgestanden, sagt er. Er sei halt ein alter Sauhund, meint Alfred. Er, Alfred, hat Familie gemacht, Kinder, Enkelkinder. Ein Beamter habe in seinem Leben auf Ordnung zu achten. Doch er trifft sich mit Emil seit 40 Jahren immer im Hallenbad, sie schauen hier den Männern nach und reden über Liebe und Sex, verhandeln auch Klatsch, übertrumpfen sich gegenseitig mit allerhand Wissen aus Heftli und Illustrierten, mit Erfahrungen und Erlebnissen, die sie gehabt haben wollen.

Sie sind ein altes Ehepaar geworden. Jeder weiss alles über den andern, weiss, wo die Schwächen sind, wo die Eitelkeiten, die Lügen. Sie hacken aufeinander herum. Zwei alte Männer im Clinch: In der Umarmung prügeln sie sich, doch wenn sie sich nicht prügeln, lägen sie in niemands Armen. Vor 40 Jahren mögen sie Liebe füreinander empfunden haben. Jetzt ist es eine schreckliche Mischung aus Gewöhnung und Leidenschaft, die durch Verzicht und Angst verstümmelt wurde. Ihre Liebe, wenn sie es je war, verkrüppelte durch die Unmöglichkeit, sie zu leben. Und mit der Liebe verkrüppelten sie selbst. Was die Figuren jetzt zu bieten haben, ist das erbarrens-würdige Spektakel einer ohnmächtigen Verstrickung: Der Wunsch nach Nähe liegt im Widerstreit mit dem Hass, die Sehnsucht nach Zärtlichkeit, mit dem sadistischen Antrieb, den andern zu erniedrigen.